Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Schweizerische Literatur [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572127

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einem originellen Stil Platz gemacht, der trotz seiner Schlichtheit voll Leuchtkraft ist. In der Skizze „Die Perle" und im „Winteridyll" betritt Marti das Gebiet der Kindergeschichten, schon hier den künftigen Meister verratend. Mit überraschender Anschaulichkeit und Wahrheitstreue, die auf den Leser geradezu faszinierend wirkt, ist „Die Feuersbrunst" erzählt, die in der Erinnerung nachwirkt wie ein in sattem Kolorit gemaltes Gemälde. Ueberhaupt — diese nachhaltige Wirkung des Gelesenen auf den Leser ist das Geheimnis der Schreibweise Fritz Martis.

Einst traf ich in einem Berghotel mit einem jungen Maler zusammen, dessen im Künstlerhaus ausgestellte Bilder um ihres poetischen Gehaltes willen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten. Im Laufe des Gesprächs, das durch dieselbe Verehrung für Spitteler in Fluß geraten war, äußerte sich der Künstler, sein Verhältnis zur Kunst beleuchtend, folgendermaßen: „Oft wenn bei mir ein Bild bestellt wird, fügen die Besteller zum Schluß hinzu: Aber wissen Sie, nur etwas ganz Einfaches! Damit wollen sie zu verstehen geben, daß sie etwas Billiges wünschen, und ahnen nicht, daß mein sehnlichster Wunsch, mein höchstes Streben dahin geht, in meiner Kunst nur einfach zu sein."

Diese Einfachheit, die Reichtum bedeutet und die das Ergebnis einer in Selbstzucht geübten Künstlernatur ist, diese Einfachheit ist es, die Fritz Martis drittes Buch: „Das Vorspiel des Lebens", eine Erzählung in Kindergeschichten, so wertvoll macht. Sie ist es aber auch, die wahrscheinlich Schuld daran trägt, daß zu dem hohen künstlerischen Erfolg sich nicht in gleichem Maße der äußere gesellte; denn der Großteil des bücherlesenden Publikums liebt in der Kunst das Pathos, den idealisierenden Schwung und Bilderreichtum der Sprache, der über die nüchterne Wahrheit der Alltäglichkeit hinwegtäuscht. Fritz Martis Stil, dieser von Kennern so bewunderte Stil besitzt von alledem nichts. Er ist, wie Spitteler in einem Gedicht über die Kunst der Originalität sagt, nur einfach, richtig und gerade. Fritz Marti verschmäht es, der Wirklichkeit, die einem wahren Künstler niemals dürftig erscheint, das Rittermäntelchen der Romantik umzuhängen. Dennoch ist seine Kunst reich an poetischer Gestaltungskraft.

Georg Speck, Verfasser der Romane „George" und „Am Rheinfall".

Mir selbst ist es mit dem Buch „Das Vorspiel des Lebens" seltsam ergangen. Nachdem ich das erste Kapitel gelesen, legte ich das Buch enttäuscht aus der Hand. Diese Szene der im Staub der Dorfgasse sich balgenden Jungen, in die der Leser sich ganz unvermittelt und ohne die übliche einigermaßen orientierende Einleitung versetzt sieht, schaffte mir fast ein Gefühl von Unbehagen. Nach einiger Zeit griff ich wieder nach dem Buch, und die sichtbar fein gewählten Kapitelüberschriften zwangen mich zum Lesen. Das „Kunsturteil" mit seiner so schlicht eingekleideten feinpointierten Satire auf den Kunstgeschmack des Großteils des Publikums machte mich staunen, und plötzlich schritt ich zu „Großvaters Begräbnis" mitten unter den Leidtragenden, saß mit ihnen beim Leichenschmaus und fühlte die Schmerzen des kleinen Adolf lebhaft mit, dessen zartes Empfinden stets im Widerspruch mit seiner rauher gearteten Umgebung stand. Mit wachsender Anteilnahme verfolgte ich das Schicksal dieser scheuen, empfindsamen Knabenseele, die aus dem Düster der äußern Verhältnisse so zag und doch wieder so sonnengläubig herausstrebt, um endlich nach mancher bittern Enttäuschung sich am Ziel seiner Glücksträume zu sehen: „Ich soll — ich darf — ich kann in die Schule!"

Als ich das Buch „Vorspiel des Lebens" aus der Hand legte, wußte ich, daß ich bei einem bedeutenden Dichter zu Gast gewesen war. Die große Macht der schlichten Lebenswahrheit aber offenbarte sich mir darin, daß mir oft unglaublich erschien, diese trotz ihrer äußern Anspruchslosigkeit so fesselnde Geschichte einer Jugend nur gelesen und nicht selbst mitgelebt zu haben. Wenn aber ein Buch dem Leser zum Erlebnis wird, dann spricht dies mehr für seinen künstlerischen Wert, als die anerkennendste Kritik dies tun kann.

Ein Meisterstück von verblüffender Wirklichkeitstreue ist Martis Skizze „Die Stadt". Vor Jahren in der „Deutschen Rundschau" erschienen, faßt dieses erschütternde, psychologisch so fein abgetönte Sittengemälde in seinem engen Rahmen alle Vorzüge der Kunst Fritz Martis zusammen, einer Kunst, deren Ideal die Wahrhaftigkeit ist. Diese ist auch das Wahrzeichen der trefflichen, den ernsten Künstler verratenden Arbeiten des Literaturkritikers Fritz Marti.

Ich habe versucht, zwei Schriftsteller zu charakterisieren, die zu jenen gehören, die gelassen und ohne Geräusch, nur der innern Notwendigkeit gehorchend, den dornenvollen Weg des Künstlers gehen. Ihren weltscheuen Naturen ist ein kräftiges, selbstbewußtes Vordringen zur Höhe des Erfolges fremd; doch in der schweizerischen Literaturgeschichte werden einst die Namen Meinrad Lienert und Fritz Marti in erster Reihe genannt werden. Einst — warum erkennt unser Volk, in dessen Leben und in dessen Seele die schöne, große Kraft dieser beiden Schaffenden wurzelt, seine Dichter nicht, solange sie mitten unter ihm und mit ihm leben?

Clara Forrer, Zürich.

Schweizerische Literatur.

Mit sechs Bildnissen.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Gleich zu Anfang eine Parenthese, die unsern Lesern über unnötige Bedenklichkeiten hinweghelfen möge. Einer schweizerisch-republikanischen Eigenart zum Trotz, der zufolge man sich vor Veröffentlichung von Porträten lebender und einheimischer Menschen geniert, bringen wir heute — und werden es auch in Zukunft tun — die den Lesern der „Schweiz" noch nicht bekannten Bildnisse der in dieser Rundschau besprochenen Schweizerdichter. Wir tun es in der Meinung, daß es gewiß unsere Leser interessieren wird, auch den äußern Menschen ihrer Dichter kennen zu lernen, und dann auch, weil wir derlei Intimitäten nirgends für angezeigter erachten als in unserm kleinen Lande, wo ja sowieso jede Heimatskunde mehr oder weniger zur erweiterten Familienchronik wird.

* * *

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Lebenstüchtigkeit und Naturwüchsigkeit unserer jungschweizerischen Literatur, daß sie so frisch und kräftig im eigenen schweizerischen Volkstum

Jakob Wiedmer, Verfasser des Romans „Flut".

schöpft. Diese Bodenständigkeit gibt die beste Gewähr für eine eigenartige Entwicklung unserer Literatur und verleiht ihr zugleich neben der speziell literarischen noch eine allgemein praktische Bedeutung. Dem Beispiel eines Gotthelf und Keller folgend werden unsere Dichter mehr und mehr zu Darstellern und Interpreten schweizerischer Volksart, und daß dies seine nicht geringe Bedeutung haben muß, besonders in einer Zeit, wo mit Zentralisation und Sozialismus die Nivellierungssucht an allen Enden um sich greift, ist leicht zu ersehen. Nun will zwar unsere raffiniert sublime weil dekadente Moderne von Nebenzwecken der Dichtung nichts wissen. Gut; mag sie immer auf literarisch-künstlerische Selbstzwecke sich richten, wenn sie nur Nebenwirkungen hat! Es ist ja zwar etwas Herrliches um die reine, auf sich selbst bezweckte Kunst; aber die Dichtung, ob in gebundener oder ungebundener Sprache, kann nun einmal nicht zu ihr gehören. Die Dichtung bleibt eben immer Halbkunst, aus dem einfachen Grunde, weil die Worte nicht Farben und Töne und Formen, sondern in erster Linie Vermittler von Begriffen sind. Form und Klangschönheit der Sprache erhebt den Gedanken zum Gedicht; aber der unerschöpfliche Reichtum, die eingreifende tiefwirkende Bedeutung der Dichtung liegt doch in dem Teile, der sie zur Halbkunst macht. Die Poesie nach den reinen Künsten orientieren, heißt ihr den Lebensfaden abschneiden. Wir haben es erlebt!

Doch da geraten wir ja wahrhaftig ins Aesthetisieren — auch dies ein Symptom dekadenter Zeiten! — und wollten im Grunde nichts anderes sagen, als daß das volkstümliche Element unserer jungen Schweizerliteratur eine besondere Wichtigkeit und Lebenstüchtigkeit verleihe. Schweizerisch nun sind alle die Werke, die in den beiden letzten Nummern der „Schweiz" zur Besprechung kamen, und der größte Teil von ihnen auch volkstümlich. Heute aber liegen uns drei Bücher vor, die in ganz umfassendem Sinne volkstümlich sind, da sie sich nicht allein das Volk zum Objekt, sondern auch seine Sprache zum Ausdrucksmittel gewählt haben. Wir meinen die Dialektdichtungen von Meinrad Lienert, J. Reinhart und Rudolf von Tavel. So geartet ist jedes dieser Bücher, daß wir bei aller Anerkennung für die verdienstvollen konservativen Bestrebungen zur Erhaltung der Volksart in unserer Zeit doch gestehen müssen: eine einzige derartige Dichtung nützt mehr als alle Volkskunde- und Heimatschutzvereine zusammen; denn was diese wissenschaftlich mühsam zu erwecken oder zu erhalten suchen, lebt in jenen Werken: Volksart, Volkssprache, Volksseele.

Die Aufgabe des Dialektdichters ist gleichwohl — äußerlich genommen — eine undankbare und schwere. Die Zeiten, wo man über der etwas naiven Freude an der schriftlichen Wiedergabe drollig vertrauter Dialektausdrücke die Kritik vergaß, sind vorüber. Man hat genug Dialektstücklein genossen, deren einziger Wert in Wiedergabe der Mundart bestand. Eine Schwierigkeit aber ist bestehen geblieben, das Mundartliche ist immer noch schwer zu lesen, und wenn man sich Dialektsachen nicht durch Vorlesen vermitteln lassen kann, braucht es schon einen gewissen Mut, um sich durch die ungewohnten Wortbilder hindurchzuarbeiten. Aber gerade deshalb, weil man über das Mundartliche nicht leicht hinweglesen kann und sich jedes einzelne Wörtchen eigenwillig und trotzig in den Weg stellt, bleibt dem Leser Muße, die Worte auf die Goldwage zu legen, und er wird zum strengen Kritiker einer Kunst gegenüber, die sich so spröde zeigt. „Undankbar" ist die mundartliche Dichtung auch deshalb, weil sie nur auf den kleinsten Leserkreis Anspruch haben kann; auf den numerischen, den Kauferfolg, auf weite Verbreitung seines Namens muß der Dialektdichter verzichten können. Freilich gibt dieser Umstand seiner entsagungsvollen intimen Kunst auch den ganz besondern Charme. So liest etwa der Stadtberner seinen Tavel mit einem ähnlichen Gefühl stolzen Auserwähltseins, mit dem ein Fürst sich seine, dem Publikum verschlossenen Privatgallerien betrachten mag. — Die Mundart ist übrigens nicht nur für den Leser, sondern auch für den Schriftsteller ein spröder, schwer zu bearbeitender Stoff, der nur in der Hand dessen geschmeidig wird, der Liebe und Takt und Feinheit genug besitzt, um ihm sein Geheimnis abzulauschen. Liebevolles Versenken in den Stoff ist denn auch der Stempel der vorliegenden Dichtungen, die Kunstwerke sind, so fein und abgewogen und in sich gerundet, daß sie absichtslos und direkt wirken wie wahre Volkspoesie.

Voran stehen die Gedichte von Meinrad Lienert. Wie wundersam schlicht und ursprünglich sie wirken in der vokalreichen Schwyzermundart! Zartestes subjektives Empfinden und subtilste Stimmungen kommen so natürlich frisch zum Ausdruck wie ländlich derbe Fröhlichkeit und schalkhafter Humor. Es ist uns jedoch hier nicht vergönnt, näher über den Dichter von „'s Juzlienis Schwäbelpfyffli" uns auszusprechen, da unsern Lesern in dieser selben Nummer Gelegenheit geboten wird, sich eingehender mit dem Dichter von Einsiedeln zu beschäftigen, und da dort zugleich auch einige Proben aus Lienerts Dichtung gegeben werden, sind alle weitern Worte überflüssig. Ein einziges Gedicht sagt ja mehr als alle kritischen Betrachtungen und noch so gut gemeinten Nachempfindungs- und Charakterisierungsversuche.

Schon schwieriger ist es, eine Probe zu geben, wo es sich um Prosaerzählung handelt. Wie soll man etwa aus J. Reinharts neuestem Buch „D'r Meitligranitzler"*), mit dessen Inhalt wir unsere Leser schon in einer frühern Besprechung bekannt gemacht haben, eine Stelle finden, die einen Eindruck geben könnte von der künstlerischen Eigenart des solothurnischen Dialektdichters! Das kleine Kunstwerk ist so geschickt aufgebaut, so organisch selbstverständlich entwickelt sich das Ganze, daß man die Feinheit des Einzelnen nur aus dem Gesamten verstehen kann. Die vornehme Einfachheit, den künstlerischen Takt und die scharfe Psychologie des Dichters kann uns das Kunstwerk nur als Ganzes lehren; um hingegen zu zeigen, welch ein plastischer Gestalter Reinhart ist, wie er es versteht, mit wenigen Worten ein lebendiges Wesen zu schaffen, und mit welcher Leichtigkeit er seine schwer zu bändigende Mundart formt, genügt am Ende

*) Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

Paul Ilg, Verfasser des Romans „Lebensdrang".

J. Reinhart.

auch ein kleines Beispiel. Es mögen die paar Sätze folgen, mit denen Reinhart die nur episodenhaft auftretende Gestalt der Bärenwirtin charakterisiert:

„... Nes Bärnerfraueli am Rede-n-und am Gsühn a.... Es dicks Muetterli, mi hätts fasch chönne dröhle; 's het em uf de beidne Syte scho chlei i's Hoor gschneit gha; aber die brune-n-Aeugli hei se wieder jung gmacht; die sy so lustig umegümperlet wie zweu Buechfinkli und hei eim aglachet; 's het eim dunkt, sie chönnte nie trurig sy. Aber sie hei eim dörfe-n-aluege, as eine d'Hörner yzoge het, wie wenn sie eim duredur chönnte luege. Drunder nes chlys Näsli, wo nes bitzli vorabe gluegt het, wie wenn's Guggus tät mache mit den Aeugline oder wie wenn's wett lose, was das schlaue Müli do unde dra seiti. — Ne tolli Frau säge-n-ech, sie isch wohl gäge zwe Zäntnere-n-yne gange, nit vergäbe het sie zweu Chini gha..." Wie meisterhaft das gezeichnet ist! Nicht nur der äußere Mensch, das ganze Innenleben dieser köstlichen heiterklugen Frau wird uns durch die wenigen Züge vertraut und wirklich. Scharfe Beobachtung, einen lebendigen Sinn für die Dinge und das Vermögen sie darzustellen, besitzt unser Dichter, und diese köstlichen Gaben werden ihn immer mehr der Meisterschaft zuführen.

Als Dialektdichter gehört an diese Stelle Rudolf von Tavel, wenn seine Dichtung auch stofflich auf einem ganz andern Gebiet liegt; aber gerade in der Wahl seines Stoffes hat der Bernerdichter einen ungemein glücklichen Griff getan und seine Gestalten in ein Milieu gestellt, dessen Zauber sich nicht so leicht einer entziehen kann. Bernisches Patriziat um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, was für eine wunderhübsche, eigenartige Erscheinung das ist! Wer je Gelegenheit hatte, sich mit Urkunden aus jener Zeit zu beschäftigen, der wird die einzigartige Stimmung nie vergessen, die ihn aus den vergilbten Blättern anwehte. Es liegt ja etwas unbeschreiblich Ergötzliches und Anmutiges über dem Berner Adel der Zopfzeit, der französische Eleganz und bernische Schwere, herablassende Vornehmheit und gutmütige Heimeligkeit so wunderlich vereinte, der sonderbaren Gesellschaft mit den großen Allüren im trauten Winkel! Und diese Zeit hat Tavel gegenwärtig gemacht in einem Novellenzyklus „Familie Landorfer"*), der nun in dem dritten Buch, „Götti und Gotteli", zum Abschluß gelangt ist. Nach dem fabelhaften Erfolg, den die erste Novelle „Ja gäll, so geits" seinerzeit davontrug, fürchtete man für die Fortsetzungen. „So etwas schreibt man nur einmal," hieß es; aber die Befürchtungen waren grundlos. Das heute vor uns liegende Buch ist vielleicht das feinste, vollendetste in dem schönen Zyklus. Die Liebesgeschichte des idealistischen jungen Pärchens — denn diese steht doch im Mittelpunkt des Romans, der sich das Wort «L'amour est plus fort que les principes» gewissermaßen zur Devise gemacht — spielt zur Zeit der Restauration. Die erschütternden politischen Ereignisse der beiden ersten Novellen fehlen hier, und nur der Schatten einer unterdrückten Revolution fällt in das anmutige Bild, in dem eine helle treuherzige Biedermeierstimmung herrscht, die den Glauben an große Gefahren und harte Konflikte von vornherein benimmt. Zwar in den Köpfen der jungen Patrizier gärt es noch, die an die Herrschaft der Demokratie nicht glauben wollen; aber auch bei dem Hitzigsten unter ihnen, bei dem jungen Karludi Landorfer, legt sich der Sturm und macht dem gesunden Entschlusse Platz, eine neue Generation für die Ausführung seines politischen Ideals heranzuziehen. Diesen Weg vernünftigster Weltverbesserung beginnt er mit der Hochzeit mit seinem liebenswürdigen Gotteli, die den Roman anmutig versöhnend schließt. Ein prächtiges Verständnis für den Ausgleich der Zeiten und die erfreuliche Lebensphilosophie liebenswürdig überlegenen Humors verklärt diese reizende Novelle. Um historische Genauigkeit hat sich der Dichter dabei wenig gekümmert. Einerlei! Die Zustände sind wahr und das ganze Zeitbild lebensvoll und überzeugend. So hat etwa Jeremias Gotthelf es verstanden, die mittelalterlichen Bernerbauern in seinem „Kurt von Koppigen" gegenwärtig zu machen. Und wie köstlich bezeichnend die Sprache! Gemütlich und zierlich wird alles in der fröhlich angewelschten Bernerpatrizierspracheerzählt mit erstaunlich feiner Abstufung der Individualrede, und alles geht so natürlich vor sich, in dem ruhigen gleichen Fluß einfacher Erzählung, daß man gar nicht bemerkt, wie geschickt die Fäden verknüpft sind und wie der Dichter mit strenger Kunst kein Dinglein bringt, das nicht zum Ganzen gehörte; so genau ist abgewogen zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem! Und so muß man schließlich bei aller stolzen Freude über so prächtige Eigendichtung doch sagen: Schade, daß so ein Kleinod nur kleinen Kreisen zugänglich ist! Unwillkürlich drängt sich einem die Uebersetzungsfrage auf. Gewiß, Tavels Dichtung ist so reich an poetischer Schönheit, kulturhistorischem Interesse und psychologischer Feinheit, daß sie auch in der Uebertragung noch wirken müßte. Aber, aber! ... Da fällt uns etwa der Satz ein, der das reizende Gartenfest beim alten Oberst Wurstenberger einleitet: „Z'ringsetum, ume-n-alt-ehrwürdige Lindedom vom Wittikofe hei sech, wie-n-es guldigs Meer, di ryfe Chornfälder vo der Byse la schtrychle, und als füürigi Tüpfli sy d'Pavots drin umegschwumme ..." Wie das übertragen, ohne die eigenartige Stimmung zu zerstören, die das einzige Wörtchen „d'Pavots" mitten im urchigen Berndeutsch hervorruft? Ein herrlich geschautes Bild wird es ja auch im Hochdeutschen bleiben, aber nicht mehr die charakteristische Ouvertüre zu dem vergnüglichen Gartenfest, bei dem welsche Eleganz und modische Geziertheit mit bernischer Gemütlichkeit einen so drolligen Kampf kämpfen. — Das ist eben das Erfreuliche bei Tavels Dichtung und auch bei den Werken der beiden andern genannten Dialektdichter: sie sind aus dem Geist der Sprache selbst entstanden, und das gibt ihnen dieses frische Ursprüngliche, das kräftig Selbstgewachsene, das wir an all den Dichtungen vermissen, die in einer vollendeten und verwaschenen Sprache sich ausdrücken, die ihre eigenen Vorstellungswerte nicht mehr kennt.

(Fortsetzung folgt).

Rudolf von Tavel.

*) Bern, A. Francke.